

GEORGE
WATSKY



WIE MAN ES
VERMASSELT

DIOGENES

Fa kiu

»Ich mach mir einfach Sorgen um dich«, sagte Mom am Abendbrottisch unter Tränen zu mir. Ich war vierzehn. »Nicht, dass du irgendwann noch ... *Häuser klaust!*«

Ich hielt den Blick auf die Zedernholztischplatte gesenkt, die nach jahrelanger begeisterter Benutzung als Zeichenunterlage ganz pockennarbig und eingedellt war, und dachte darüber nach, wie man das überhaupt bewerkstelligen würde. Das Haus einfach so vom Fundament hochheben? Es Stein für Stein abtragen und woanders wieder aufbauen? Einziehen, während die Besitzer im Urlaub waren, und sich dann darin verbarrikadieren? Ergab alles wenig Sinn. Aber nach dem heutigen Gespräch mit den zwei Polizisten im Büro des Schuldirektors sah meine Mutter meinen künftigen, betrüblichen Lebensweg schon deutlich vor sich: Hier ein Schulverweis, da eine Suspendierung, und ehe man's sich versah ... Hausdiebstahl.

Ich musste bereits im Kindergarten das erste Mal zum Direktor, da hieß ich noch Jorge Watsky. Es ging um ein absolut dämliches, bizarres und vor allem völlig vermeidbares Vergehen, auf das noch viele weitere folgen sollten. Die Buena Vista Elementary School im Potrero Hill District in San Francisco, die Kindergarten und Grundschule umfasste, war eine sogenannte Sprachimmersionsschule, was bedeutete, dass von dem Augenblick, in dem uns Mom und Dad am Eingang absetzten, bis zum Augenblick, in dem sie uns abholten, ausschließlich Spanisch gesprochen wurde. Die Klassen waren klein und die Lehrer sehr engagiert. Die einzige Möglichkeit, unbeachtet zu bleiben, bestand darin, Englisch zu sprechen.

Eines Tages – ich war erst wenige Monate im Kindergarten und mein Verständnis der spanischen Sprache noch lückenhaft – saß ich während der Märchenstunde im Schneidersitz auf dem Fußboden und lauschte Catarina, zunehmend abgelenkt. Catarina, wie die meisten Lehrerinnen an der Buena Vista eine optimistische, junge (in meinen damaligen Augen aber natürlich uralte) Frau, trug ein buntes, lockeres mexikanisches Kleid, aus dessen Ärmelausschnitt ihre Achselbehaarung hervorschaute. Ihr Kleid faszinierte mich, vor allem die Dunkelheit darunter, so riesig und geheimnisvoll. Als Kind kommt einem ja alles größer vor. Und dann schickte mich Catarina auch schon aus dem Zimmer. Auf dem Schulflur herrschte bis auf den Klang meiner Schritte und meines klopfenden Herzens absolute Stille. Der Direktor wollte verständlicherweise von mir wissen, wieso ich meiner Lehrerin denn bloß unter das Kleid gekrochen war.

»*¿Por qué, Jorge? ¿Por qué?*«

»Weil ich –«

»*No, Jorge*«, unterbrach mich der Direktor. »*En español.*«

»*Quería ver lo que hay ahí abajo.*«

Es war tatsächlich so simpel: Ich hatte nur sehen wollen, was darunter war.

In den Weihnachtsferien meines zweiten Grundschuljahrs an der Buena Vista baten meine Eltern mich und meinen Bruder zu einem Gespräch an ebenjenen Esstisch, der damals erst wenige Schmissee aufwies und an dem ich sechs Jahre später übers Häuserklauen nachgrübeln würde. Die angespannte Stille und die Sitzordnung – wir auf der einen, meine Eltern auf der anderen Seite des Tisches – sorgten bei mir sofort für ein flaues Gefühl im Magen. Geheimnisse lagen in der Luft, Konsequenzen warteten darauf, auf uns herniederzufahren. Das kannte ich nur zu gut: Genau so fühlte es sich an, wenn man ins Büro des Direktors geschickt wurde.

Wir hätten nichts angestellt, versicherten uns unsere Eltern, im Gegenteil: Es gäbe großartige Neuigkeiten. Sie hätten eine ganz tolle neue Schule für uns gefunden, die viel näher bei unserem Haus im Richmond District lag.

Ich hatte mir gar nichts dabei gedacht, als ich ihnen von der Pausenregelung an der Buena Vista erzählte: Ein Ton aus der Trillerpfeife des Aufsichtslehrers war das Signal, sich ordentlich aufzustellen, um in die Klassenzimmer zurückzugehen. Zwei Pfiffe bedeuteten: Erdbebenübung. Und bei drei Pfiffen musste man sich blitzschnell auf den Bauch legen, um keinen Querschläger aus dem Park nebenan abzubekommen, einem beliebten Drogenumschlagplatz, den nur ein Maschendrahtzaun von unserer Schule trennte. Es war zwar noch nie einem Kind etwas passiert, aber wenn wieder einmal Schüsse aus dem Park ertönten, wurden unsere Lehrer doch immer etwas nervös.

An der neuen Schule wird es euch bestimmt gefallen, sagten unsere Eltern. Wie denn auch nicht, das Schulmotto lautet »Seid Freunde!« und als Maskottchen gibt es das lustige, lachende Alamo-Krokodil. Außerdem gehen von der Alamo viele Schüler später an die Estacada, die beste Middle School der Stadt. Und das Schönste: Es ist alles schon organisiert. Nach den Winterferien geht's los.

›Frohes neues Jahr‹ heißt auf Kantonesisch *kung hai fat choi*, ›Furz‹ heißt *fang pi* und ›Blumenbrücke‹ *fa kiu* – eine phantastische Möglichkeit, auf dem Pausenplatz zu fluchen, ohne dafür Ärger zu bekommen. Das ist alles, woran ich mich aus dem Chinesischunterricht erinnere – die Chinesisch-Klasse war die einzige, in der noch Platz war und in die mein Bruder und ich mitten im Schuljahr wechseln konnten. Wir hatten zweimal pro Woche Kantonesisch und Kalligraphie, doch bei mir blieb so gut wie nichts hängen. An der Buena Vista hatte es eine bunte Mischung verschiedenster Ethnien gegeben, Latinokinder aus dem Mission District, schwarze Kinder, weiße Kinder mit Batik-T-Shirts und Hippie-Eltern. Vielleicht hatten wir die Unterschiede zwischen uns nie wirklich wahrgenommen, weil wir alle zusammen angefangen hatten, oder wir waren einfach zu jung dafür gewesen. An der Alamo hingegen war ich sofort ein Fremdling.

Ich bekam einen neuen Spitznamen, aus Jorge wurde Weißbrot. Und das war nicht als Kompliment gemeint. An der Alamo gab es so viele Schulzuwanderer wie mich, dass die Schule aus allen Nähten platzte und neben dem Hauptgebäude provisorische Fertigbau-Bungalows aufgestellt worden waren, in denen wir Unterricht hatten. Die Stärken der Alamo waren gleichzeitig schuld an ihren finanziellen Problemen, ein Teufelskreis. Die Schule hatte zu wenig Geld, weil sie überfüllt war. Sie war überfüllt, weil sie so beliebt war. Sie war so beliebt, weil die Schüler dort so gute Leistungen erbrachten. Und weil die

Schüler dort so gute Leistungen erbrachten, hatte die Schule ständig Geldprobleme. In San Francisco werden öffentliche Schulen nämlich entsprechend ihrer Bedürftigkeit gefördert: Die Schulen mit den höchsten Ergebnissen bei den standardisierten Kontrollprüfungen bekommen am wenigsten Geld. Am besten schneiden dabei regelmäßig die Schulen mit einem hohen Prozentsatz asiatischer Kinder ab.

Die Alamo, wo knapp fünfzehn Drittklässler auf den Nachnamen Wong hörten, war da keine Ausnahme. Die Kinder aßen hier mittags Frühstücksfleisch-Musubi und ungekochte Instantnudeln, streuten das Würzpulver über die Nudeln und knabberten sie wie Chips. Montagmorgens war die sonntägliche Predigt in der Chinese Presbyterian Church eines der Hauptgesprächsthemen. Zum chinesischen Neujahrsfest wünschten wir einander »*kung hai fat choi*«, und während die anderen Kinder in der Mittagspause die roten und goldenen Umschläge, die sie von ihren Verwandten bekommen hatten, aufeinanderstapelten und ihre kleinen Bargeldwolkenkratzer verglichen, saß ich daneben und verging vor Neid.

Kurz darauf hatten meine Eltern noch einmal großartige Neuigkeiten für meinen Bruder und mich: Wir bekamen Zahnsparren. Man könnte jetzt einwenden, dass eine feste Spange in der Grundschule nicht gleich ein gesellschaftliches Todesurteil ist. Jeder hat eine, jeder gibt mit seinen farblich auf den jeweils anstehenden Feiertag abgestimmten Gummis an – orange und schwarz zum Beispiel (Halloween), oder auch grün (St. Patrick's Day, natürlich) – und jeder schwärmt, wenn er seine Spange wieder los ist, davon, wie glatt sich die Zähne anfühlen. Ich bekam aber keine normale. Ich bekam eine mit Headgear, einem mittelalterlich anmutenden Metallgestell, das sich außen um meinen Überbiss spannte, mit Gummibändern an den hinteren Backenzähnen befestigt war und hinten am Hals mit einem gepolsterten Gurt fixiert wurde, der den Nackenschweiß aufsaugte und bald nach vergammeltem Käse roch. Meine Eltern und mein Kieferorthopäde verschworen sich gegen mich, und ich musste das Ding mehrere Monate lang sogar in der Schule tragen. Mein damaliger Standardlook bestand aus diesem Gestell, meinem schwarzen Lieblingsbasecap mit dem extrem nach innen gebogenen roten Schirm und einem Rollkragenpulli.

Unsicherheit hat verschiedene Gesichter – manche Menschen ziehen sich zurück, andere gehen zum Angriff über. Ich wurde laut. Ich versuchte, den Spott zu neutralisieren, indem ich mich exponierte, ich drängte mich in jede Stille, aus Angst, dass jemand anders sie mit einer Beleidigung füllen könnte. Mein Reservoir an neunmalklugen Sprüchen war schier unerschöpflich, und ich verbrachte meine Grundschulzeit damit, hilflos dabei zuzusehen, wie sie einer nach dem anderen meinem Mund entschlüpfen, diesem Kerker mit seinen kieferorthopädischen Fesseln und dem erdrückenden Schulessen-Mundgeruch.

»Übrigens heißt es *Oktopoden*, nicht *Oktopusse*.«

In der dritten Klasse renkte ich mir beim Melden regelmäßig fast den Arm aus, bis Mrs. Luchesi mich endlich entnervt dran nahm. In der vierten Klasse konnte mich Mr. Gomez irgendwann einfach nicht mehr ertragen und stellte meinen Tisch raus auf den Flur. In der fünften Klasse rebellierte ich gegen Mrs. Averys Regel, dass nur Mädchen im Unterricht eine Mütze tragen durften, weil sie nun mal ab und zu einen Bad-Hair-Day

hätten.

»Das gibt's auch bei Jungs, gucken Sie mal!«, rief ich.

Da ich mein Basecap fast nie absetzte und mir auch nicht allzu regelmäßig die Haare wusch, hatte ich schlimme Schuppen. Mrs. Avery und ich folgten bald schon einem hübsch eingespielten Skript: Ich nahm mein Lieblingscap ab, um ihr meinen fettigen, verfilzten Mopp zu zeigen, kratzte mir kurz den juckenden Kopf, sodass ein dichtes Schneetreiben auf meinen Tisch niederging, und setzte mein Cap wieder auf. Sie bestand darauf, dass ich es wieder absetzte, ich sagte irgendwas Freches zu ihr, und schon war ich auf dem Weg in Direktorin Darcys Büro.

Ich habe es alles noch genau vor Augen: Darcy Bustamantes Schreibtisch vor mir, das Fenster mit Aussicht auf den Schulhof über ihrer rechten Schulter, durch das an schönen Tagen die Sonne hereinschien, ihre blonden, zu einem Bienenkorb hochtupierten Haare, ihre besorgte, tief gerunzelte Stirn, ihre Warnungen vor der Gefahr, auf die schiefe Bahn zu geraten. Ich nickte unterdessen brav, träumte dabei vor mich hin oder betrachtete das gerahmte Poster über ihrer linken Schulter, auf dem ein leuchtend roter Apfel auf weißem Grund zu sehen war, und darunter der Slogan: ALLES, WAS ICH WISSEN MUSS, HABE ICH IM KINDERGARTEN GELERNT.

Ja, klar, dachte ich bei mir. Das könnt ihr vielleicht dem kleinen Jorge erzählen.

Im Gegensatz zur Alamo gab sich die Estacada Middle School keinerlei Mühe, es dem Übeltäter gemütlich zu machen. Es gab im Büro des Direktors keine Aussicht und auch keine putzigen Motivationsposter. Milchglasfenster mit eingesetztem Drahtgitter ließen ein winziges bisschen Licht herein, das den unzuverlässigen Neonröhren an der Decke jedoch kaum eine Hilfe war. Abgesehen von den grauen Styropordeckenplatten, dem Linoleumfußboden und Direktor Lim selbst, einem kleinen Chinesen mit dünnem Schnurrbart, bestand alles in diesem Raum aus dem schweren Walnussholz, mit dem das Gebäude 1929 ausgestattet worden war: die Tür, die Wandverkleidung, die Stühle und der imposante Schreibtisch. Alles voller Kerben und Kratzer, unzählige Male abgeschliffen und neu lackiert. Der Schreibtisch des Direktors erinnerte mich an unseren Esstisch zu Hause. Wenn ich mit der Hand über seine Kratzer strich, stellte ich mir vor, sie stammten von den Fingernägeln von Kindern, die in den dreißiger Jahren an diesem Tisch gezüchtigt worden waren.

An städtischen Schulen ist das Leben kein Ponyhof. Es ist sicher kein Zufall, dass die Alamo nach dem berühmten Fort Alamo in Texas benannt wurde, und *estacada* auf Spanisch »Gatter, Palisade« oder auch »Militärgefängnis« bedeutet. Oder dass die meisten der in den 1920er Jahren erbauten Schulen in San Francisco mit ihrem spanischen Neo-Kolonialstil dem San-Quentin-State-Hochsicherheitsgefängnis auf der anderen Seite der Bucht auffällig ähnlich sehen. Bis auf Sport hatte ich in allen Fächern nur Einsen, dennoch war mein Verhältnis zur Lehrerschaft angespannt. Die Estacada war keine schlechte Schule, doch bei fünfhundert Schülern pro Jahrgang und chronisch überarbeiteten, unterbezahlten Lehrern funktionierte das System nur mit Disziplin, Ritalin und Respekt vor Autorität. Sonst drohte die völlige Anarchie.

Ich aber wollte alles genau wissen und fragte ständig nach dem Warum. *Warum*

dürfen wir in der Freistunde nicht auf den Schulhof? *Warum* darf ich nicht Kaugummi kauen? *Warum* muss ich die Nationalhymne mitsingen? Und *warum* darf man in Aufsätzen keinen Satz mit »und« anfangen? Ich bekam auf meine Fragen nie eine befriedigende Antwort. Und wenn die graue Gegensprechanlage im Klassenraum ertönte, wusste ich schon, wer wieder mal zum Direktor sollte.

Irgendwann war ich mein Zahnspangengestell, die Schuppen und den Rollkragenpulli los, aber ein Außenseiter blieb ich. Also experimentierte ich mit verschiedenen George-Versionen herum, um vielleicht doch noch eine Gruppe zu finden, zu der ich gehören konnte. Ich spielte Schlagzeug im Schulorchester. Ich saß im Baseballteam auf der Bank. Ich tauchte genau einmal beim Schachclub auf, an dem Tag, als die Fotos fürs Jahrbuch gemacht wurden. Ich kandidierte in der sechsten Klasse als Schatzmeister der Schülerversammlung, das Amt mit den wenigsten Mitbewerbern, und wurde tatsächlich in den Schülerrat gewählt, der fortan aus mir und sechzehn asiatischen Mädchen bestand.

Ich probierte verschiedenste Jeansstile aus, trug einen Monat lang ein zerrissenes Stonewashed-Modell, im nächsten Monat Baggyjeans. Ich kaufte mir bei Aéropostale eine von diesen unglaublich weiten Raverhosen, zog die Schnürsenkel aus meinen dunkelblauen ›And 1‹-Turnschuhen und steckte ein zusammengerolltes Paar Socken unter ihre Zunge, so dass meine Füße aussahen wie die einer Animefigur. Wochen im Voraus plante ich mein Outfit für den ersten Schultag (in der siebten Klasse war es zum Beispiel eine rote Polyesterhose und eine rote Funktionsweste von Old Navy). Ich versuchte, mir die Haare hochzugelen, das war damals Mode. Schwarze, glatte asiatische Haare eignen sich perfekt dazu: einfach ein bisschen Gel auf den Kamm, einmal damit durch die Haare, und bäm! – perfekte Igelstacheln. Meine jüdisch-widerspenstigen Locken waren da leider weniger kooperativ, Gel in den Haaren sorgte bei mir lediglich für eine glitschige Dauerwelle.

In der siebten Klasse, im Frühjahr, kam es dann zum FUBU-Debakel. An einem Wochenende fuhr ich mit dem Bus Nummer 5 zu einem Laden in der Market Street, der diese extraweiten Girbaud-Jeans mit den roten Streifen unter den Knien und den funktionslosen diagonalen Reißverschlüssen verkaufte. Außerdem die neuesten Sachen von afroamerikanischen Hip-Hop-Marken wie Rhino, Phat Farm und natürlich FUBU. Ich spazierte durch den Laden, und plötzlich sah ich es. Ich wusste sofort, dass ich das Goldene Vlies gefunden hatte, das mich in die höheren gesellschaftlichen Kreise der Schule katapultieren würde: ein riesengroßes hellblaues Baseballtrikot, das mir bis zu den Knien hing. FUBU stand in weißer Schreifschrift quer über der Brust.

Ich trug das Teil genau einmal, bevor ich es in den Schrank zurückhängte und nie wieder herausholte, denn beim Betreten des Klassenzimmers wurde ich sofort ausgelacht.

Weißt du nicht, was FUBU heißt?, fragten meine Klassenkameraden.

For Us By Us.

Hochrot im Gesicht stopfte ich das T-Shirt bei der ersten Gelegenheit in meinen Spind und lief den Rest des Tages im Unterhemd herum.

Man kann aber nicht sagen, dass ich gar keine Freunde gehabt hätte. Es gab Schüler, die mich beim Mittagessen neben ihnen sitzen ließen und mit denen ich manchmal in den Gängen herumalberte. Bryan Wong, Jeffrey Chu, Oliver Li und Will Hsiang duldeten